IV. Jahr Heft 11

# Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit" / Georg Trakl: Zwei Gedichte / J. J. David: Halluzinationen / Albert Ehrenstein: Gedichte / Karl Borromäus Heinrich: Vorspiel zu einem Drama / Felix Grafe: Epilog / Carl Dallago: Aufblick

Brenner-Verlag-Innsbruck

# Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



## Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

## „Observer"

**Unternehmen für Zeitungsausschnitte**

**Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4**

**Telephon Nr. 1801**

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (**Zeitungsausschnitte**) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

# Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. März 1914 Heft 11

## Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ / von Carl Dallago

I.

Die Schrift, von der hier die Rede ist, hat Theodor Haecker zum Verfasser. Als sie zu mir ins Haus kam, war es draußen schon winterlich, und winterlich müde und schläfrig war auch mein Sinnen. Aber ich las, und es wehte mich gute Luft an, die immer besser wurde, je länger ich las. Eine Lektüre von Bedeutung ist wohl wie der Atemzug eines verborgenen Lebens, das zunächst in Worten auf den Leser einwirkt und ihn sich eröffnet. So liegt in solchem Geschriebenen immer eine Art Frühling, die erwecken hilft. So wurde auch ich von der Schrift in diesem erweckenden Sinne angeregt, vielleicht nur, um ihr angemessen begegnen, um ihr Stand halten zu können. Jedenfalls macht sie es nötig, daß ich sammle, was in mir als Geist und Gefühl umgeht, um von der Aufnahme berichten zu können, die ihr in mir zuteil geworden ist.

In der Bedeutung, wie ihn die Schrift dartut, höre ich den Namen Kierkegaard zum erstenmal. Wo ich ihn schon früher hörte, war es so, daß er mir mit dem Klang des Wortes auch wieder verloren ging. Darum wohl habe ich von Kierkegaard noch nichts gelesen und kenne auch heute von ihm nicht mehr als was sich in der Haecker'schen Schrift

zitiert findet. Ich spreche also über diese Schrift, und über Kierkegaard nur insofern, als dieser mir aus ihr entgegentritt.

Wenn ich nun auch glaube, daß die Schrift von Kierkegaards Persönlichkeit und Schaffen ein hinreichend klares und bedeutendes Bild gibt, so darf ich doch nicht annehmen, daß meine Stellungnahme zu ihr auch eine genügende Stellungnahme zu Kierkegaard bilde. Darf solches umso weniger annehmen, als der Verfasser selber betont, der Zweck seiner Schrift sei zunächst „aufmerksam zu machen", und er Kierkegaards Ausspruch: „Es lebt nur ein einziger Mensch, der die Voraussetzungen hat, eine wirkliche Kritik meiner Arbeit zu geben: Das bin ich selber" mit der Bemerkung zitiert, daß sich seither daran nichts geändert hat. Immerhin bleibt Kierkegaard das Thema der Schrift, und wenn ich dem, der über dieses Thema mit Geist und Gefühl sich ausspricht, zu entgegnen versuche, mag es sein, daß ich mich dabei auch zu Kierkegaard (ohne dessen Werk zu kennen) in ein Verhältnis bringe.

*

Theodor Haecker verweist auf Kierkegaard „von der Philosophie her"; ich verweise auf Haeckers Schrift von meiner Natur her. Denn diese ist es, die jene Denkungsart des Gefühls in mir auslöst, die meine ganze Philosophie ausmacht, diese und nicht die Philosophie als Wissenschaft, die mir zu wenig bekannt ist, als daß sie aus mir etwas machen könnte. Doch möchte ich deshalb nicht zugeben, „ein bloßer Naturphilosoph" zu sein, der „sofort irre redet, wenn ihm das Christliche in den Weg tritt." Denn ich glaube nicht, daß das Christliche außerhalb des Menschennatürlichen zu verlegen ist, wie ich auch den Geist nicht außer die Natur verlege; dementsprechend erschiene mir am Naturphilosophen nicht das Natur-sein, sondern das Philo-

soph-sein als das Unzulängliche. Aber es ist hier wohl nur der Ausdruck „Naturphilosoph" zu bemängeln, nicht der Sinn dieses Ausdruckes in seiner Anwendung auf Philosophen von der Art des Grafen Hermann Keyserling. Denn das Natürliche beeinträchtigt nicht das Denken; vielmehr schiene mir die natürlichste Art zu denken auch als die höchste und fruchtbringendste Art, und der natürlichste Denker müßte demzufolge auch am wenigsten irre gehen. Jedenfalls eignet dieser Denkungsart die Beschaffenheit, die Haecker selber der „Abschließenden Unwissenschaftlichen Nachschrift" Kierkegaards zuspricht, und die darin besteht: daß sie „die größtmöglichste Annäherung des Denkens an das Leben, an die Existenz, an das Werden, an den einzelnen konkreten Menschen" ist. *Diese* Beschaffenheit nun darf wohl auch ich für das Denken, wie es in meinen wichtigeren Prosaschriften dargetan ist, in Anspruch nehmen. Ja, es ließe sich vielleicht sogar in ihnen stellenweise etwas von jener lyrischen Begeisterung auffinden, von der Haecker meint, daß sie auch Nietzsche von dem großen Denker verlangte. Sie soll Kierkegaard besonders eignen; ja eines seiner Werke trägt sogar den Untertitel „Dialektische Lyrik". (Wenn ich diese Dinge hervorhebe, geschieht es, weil ich gerne glauben möchte, daß manches in mir vorhanden ist, was mich trotz anderer Art zu Kierkegaard ein wenig in Verwandtschaft bringt. Es erklärt vielleicht zum Teil meine große Frude über die Haecker'sche Schrift, anderseits läßt es mich meine Eignung, hier mitzureden, erproben wollen.)

Ich kann mir in der Tat den *schöpferischen* Denker ohne lyrischen Untergrund nicht vorstellen; denn dieser erst ergibt den Anschluß an die Gesamtnatur und bewahrt davor, in völlig Abstraktes zu verfallen. Auch geht das Gefühl ungleich weniger irre als der bloße Intellekt, weil es die Wege nicht bestimmt, die es geht, weil es nicht unternehmend ist. Und so kommt es auch unvergleichlich weiter

als der Intellekt, der als bestimmende Einsicht, als ein unwirkliches Erkennen den Dingen auch eine unwirkliche Begrenzung gibt. Das Gefühl kommt so weit mit, daß es findet: Das Reale hat kein Ende. Ein Fund, den ich bereits vor Jahren machte und den ich dahin ausbeutete: daß die geistige Entwicklung immer mehr ein Auffinden von Verhangenheiten ergeben müsse und nicht eine Welträtsellösung im Sinne einer Daseinsenträtselung. Denn „das Reale hat kein Ende" besagt: daß sich das Wirkliche nicht erkennen läßt, indem jedes Erkennen Grenzen, somit auch ein Ende setzt. Wobei sich schließlich zeigt, daß Seele und Geist Bildungen des Gefühls sind, das hier mitkommt; daß somit diese drei Begriffe dem Wesen nach ein Gleiches sind, und verschieden wohl nur in der Geklärtheit dieses Wesens. Daß das Gefühl vielleicht die noch mehr dumpfe, die Seele die geläuterte und der Geist die bewußteste Form desselben einen Wesen und des Vermögens ist, in die endelose Wirklichkeit zu gelangen, das Unvergängliche und Unbedingte zu erreichen. Hier könnte ich einigermaßen, und zwar in einem wichtigen Punkt, auf eine Verwandtschaft des Gefühls mit Kierkegaard hinweisen, indem ich aus der Schrift das Folgende zitiere: „Für Kierkegaard ist nächst Gott nichts so unsagbar wirklich, so ewig und unzerstörbar, wie das geistige Selbst des einzelnen Menschen, das Ich, das hier aber das Gegenteil einer Abstraktion und die höchste Konkretion ist."

Indem ich nun mit dem Hauptthema soweit in Fühlung gekommen bin, möchte ich diese Fühlungnahme noch weiter auszudehnen streben. Und so will ich diese Schrift als einen Besuch ansehen, der so anregend ist, daß er mich weit eröffnet und mich drängt, tief in mich zu gehen und manches zu wecken und hervorzuheben, was sonst noch in Schlummer verbliebe.

## II.

Was mir Haeckers Schrift sogleich vertraut machte, war zunächst Einiges, was in den Anmerkungen steht, die den Haupttext begleiten. Da ist einmal von Paul Claudel die Rede (worauf ich noch zurückkommen werde), und an anderer Stelle findet sich der Satz: „Es ist übrigens eine meiner tiefsten Ueberzeugungen, daß Wahnsinn für den großen, dezidierten Christen keine mögliche Krankheit ist" — eine Ueberzeugung, die ich völlig teile, ein Glaube, der auch in mir schon lange lebt; doch müßte ich ihn etwa so ausdrücken: Ein Mensch, der in tiefer Insichgekehrtheit die Gesetzlichkeit seines Menschentums lebt, kann nicht wahnsinnig werden. (Man sieht: mir genügt der Begriff Mensch und nicht erst der Begriff Christ. Und fast möchte ich heute auch von Nietzsche denken, daß er seinen Geist wie einen Bogen überspannte und so die Gesetzlichkeit seines Menschentums verletzte). Ein Uebereinstimmen in solchen Dingen aber ist sofort ein Vertraut-stimmen. Die Schrift zeigt sich mir nun so: ein Mensch, der mir in manchem vertraut ist, redet über einen Großen, den ich nicht kenne. Da horcht man begierig auf und geht mit, und man mißt und befühlt seine eigenen Beschaffenheiten an dem Gehörten. Der Geist kommt so zu einem Stelldichein, das manchmal nicht weniger Lust abwirft als eines unter Liebenden.

Die Anmerkung über Claudel aber ließ mich ausrufen: Endlich einer, der hier nicht blind zujubelt! Das über Claudels „Verkündigung" verbreitete übertriebene Lob erweckt nämlich auch übertriebene Erwartungen. Die erfüllen sich nun ganz und gar nicht. Das Beste an Paul Claudel bleibt — wie auch Haecker zugibt —, daß er wirklich ein Dichter ist. Es dünkt mich auch das Frömmste an ihm. Aber es ist eine Frömmigkeit der Sinne, die aus dem Dichterischen und nicht aus dem Katholischen herzuleiten ist. In der „Verkündigung" erreicht sie ihren Höhepunkt in den Wor-

ten Violänens: „Der Unglückliche war aussätzig, und ich, ich war glücklich an jenem Tag“. Darum küßte sie ihn. Das ist herrlich! So erlebt nur ein wirklicher Dichter das Glück. Dem Katholizismus aber gehört Claudel wohl mehr dem Willen als seiner Natur nach an, die freilich so zwiespältig sein mag, daß sie ihr Religiöses an einem bestehenden Ritus festigen muß. Claudel vergißt dabei, daß solche Festigung für das Religiöse kein Wachstum bedeutet. Aber er ist vielleicht der Sinnlichkeit leicht ausgesetzt (sein Aussehen deutet es an) und strebt die Askese als Wehr an. So zeigt er sich gleichsam „christlicher“ als Christus, der Aussatz und Krankheit — wo sie nicht Prüfung und Läuterung waren — mit einem Abkommen vom Leben und mit Sünde in Verbindung brachte, und nicht mit seelisch hohem Tun. So zeigt Claudel an der Aussätzigen gewissermaßen seine ideelle kirchenchristliche Anschauung in gesteigertstem Maße, er selber aber bleibt wohlgepflegt als Konsul oder Diplomat und entsetzt sich, wenn ihm der Aussatz in Wirklichkeit entgegentritt. So sagt er in „Pagode“: „Ich steige aus meinem Wagen, und ein entsetzlicher Bettler bezeichnet den Beginn der Straße“. Somit sehe ich Claudel, in Hinsicht auf den Katholizismus, sich eher zur Ueberzeugung zwingen, als daß diese Ueberzeugung als natürliches Wachstum aus ihm hervorzubrechen vermöchte. Und der Glaube an seine katholische Religiosität von Seite seiner Verehrer scheint mir in manchem fast gefestigter als die Gläubigkeit Claudels der katholischen Kirche gegenüber. Denn jenen gelang — zum Teil wenigstens — die Verherrlichung Claudels, diesem wohl auch die Verherrlichung Christi (wozu es jedoch keines Katholizismus bedarf), aber wo er von der Kirche spricht, ist es ein Fehlgreifen, ein Widerspruch. So wenn Peter von Ulm am Ende einer frommen Rede sagt: „Wer möchte dann sich seinem Gesetze entziehen und seiner ihm von der Kirche bestimmten Stelle“. Das berührt anti-

quarisch und versagt heute völlig als „Verkündigung". Denn es ist jetzt mit dem Menschen so: daß, je weniger er sich dem Gesetze entzieht, umso weniger ihm auch eine Kirche seine Stelle bestimmen wird. Und ich könnte hier dem Dichter nur mit der unkirchlichen Frömmigkeit von Violänens Vater antworten: „Du bist reich an Gedanken, mir aber genügt diese verlöschende Sonne."

Diese Abschweifung kann insoferne als zum Thema gehörig betrachtet werden, als sie meine Stellung zum Religiösen wie zum Christlichen und Kirchenchristlichen verdeutlichen hilft. Auch ist mit Paul Claudel wohl auch das Kirchenchristliche für diesen meinen Vorwurf abgetan. Das Christliche hingegen, wie es Haeckers Schrift zu Ansehen bringt, wird sich noch messen müssen mit dem rein menschlich Religiösen — der Christ, wie er dort dargestellt ist, mit dem Menschen.

*

Einige Aussprüche Haecker's scheinen mir der Einschränkung zu bedürfen, weniger vielleicht ihrer Anschauung als ihren Worten nach. So, wenn von den ersten Schriften Kierkegaards gesagt wird: „Ihresgleichen gibt es nicht zum zweiten Mal in der Geistesgeschichte der Menschheit." Oder, Kierkegaards Schaffenszeit betreffend: „Was in diese dreizehn Jahre gebannt ist, ist die mächtigste Produktion, die je einem Menschen vergönnt war". Oder, wenn zuletzt geurteilt wird: „In der religiösen Geschichte der Menschheit hat keiner gelebt, der die Fülle von Genialität und Verstand, die Kierkegaard besaß, zur ‚Einfalt' gezwungen hätte, aus dem simplen Grunde, weil kein anderer je in solcher Fülle gelebt hat."

Ich möchte nämlich nicht glauben, daß Kierkegaard in der Schrift überschätzt wird, wohl aber, daß wir die religiöse wie auch die Geistesgeschichte der Menschheit zu wenig ken-

nen, des weiteren zu wenig kennen, was je einem Menschen zu produzieren vergönnt war, um zu solchem Urteil berechtigt zu sein. Unsereiner, der zu dem Glauben gelangt ist, daß im Anfang die Vollendung war, der den Entwicklungsglauben völlig abtut, muß diese Bedenken jenen Aeußerungen entgegenhalten, insoferne er sich unter Menschheit alles, was je an Menschen gelebt hat, vorstellen soll. Ist es doch so, daß die noch wahrnehmbaren größten Repräsentanten des Religiösen, des Geistigen oder der schöpferischen Produktion überhaupt, ihrerseits wieder auf Vorläufer verweisen und anspielen, die wir nicht mehr wahrnehmen können. Man bedenke beispielsweise, wie vorbildlich Tschuang-Tse, der bereits im vierten vorchristlichen Jahrhundert lebte, von den „reinen Menschen der Vorzeit" spricht. Und wie schon das Wenige, das vom Schaffen des Ostens überliefert ist, unsereinen glauben machen muß, daß dieser Osten in seiner Vergangenheit in Hinsicht auf das Geistige und Religiöse vor uns sicher nicht zurücksteht. Ein genügendes Vordringen in vergangene Zeit, das uns zeigt, wie alles zerfällt und alles wieder neu entsteht, ergäbe vielleicht sogar keine feststehenden Beschaffenheiten für Westen und Osten, für Occident und Orient, indem es auch diese Begriffe auflösenden und neugestaltenden Einflüssen unterworfen sieht.

Was ich eben vorbrachte, soll verdeutlichen, wie ich mir jene nötigen Einschränkungen vollzogen dächte. Der Bedeutung, die Kierkegaard zugemessen wird, nimmt es kaum etwas vorweg; es macht nur den Horizont des allgemeinen Schauens ein wenig durchsichtiger und läßt so die Grenzen erkennen, die nicht überschritten werden dürfen, wenn jene Aussprüche völlig gelten sollen.

Uebrigens mögen diese Andeutungen auch dem Verfasser der Schrift nicht allzu ferne liegen. Der Entwicklungsgedanke steht sicher nicht so fest bei ihm, folgendem Ausspruch nach: „Man könnte an dem schönen Gedanken der Ent-

wicklung leicht irre werden, wenn man recht innerlich bedenkt, wie viele Millionen Jahre doch unser Planet dazu gebraucht hat, um, sagen wir einmal, den Monisten und Chemie-Ethiker Jacques Loeb hervorzubringen". Und daß er auch dem Wissenschaftswahn unsrer Zeit nicht hold ist, entnehme ich den Worten: „Die Bergsonsche Philosophie — und mit ihr die wissenschaftliche Biologie, wenigstens in ihren Hauptvertretern — hat bewiesen, daß schon das niederste Leben inkommensurabel ist für Chemie und Physik". Wie er denn auch die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Materie nur als „Stützpunkte des Lebens", als dessen „Instrumente" erkennt.

Hier nun möchte ich dem Verfasser der Schrift meine Sympathie in meiner Weise kundtun, und ich will ihm, der von der ernsten Philosophie herkommt und kein bloßer Wissenschaftler ist (der dort sofort versagt, wo das Schöpferische erst beginnt), Rechenschaft geben über meinen Satz: Im Anfang war die Vollendung. Der Satz trägt einen Ursprungsglauben in sich. Er setzt anstatt des Glaubens an ein beständiges Höherhinauf — den jede Stunde besserer Einsicht Lügen straft oder als Dummheit dartut — den Glauben an eine Herkunft aus dem Höchsten. Wie soll in solchem Glauben (der immer wieder Abwehr und Einkehr erfordert, um die durch allerhand Torheiten verschüttete Verbindung mit jener Herkunft herzustellen) eine gleichsam von sich selber gehende Höherentwicklung noch Platz finden? Es ist ein Glaube, dem diese Herkunft nie wahrnehmbar und nie beweisbar wird, dem sie vielmehr tiefste Verhangenheit bleibt, eine Verhangenheit, die darum nicht weniger höchste Wirklichkeit ist, weil sie nur für Gefühl, Seele, Geist zu erreichen ist. Ein Glaube, dem daher der Anfang ohne Anfang ist; dem er das Ewige, das Nichtgeschaffene, dem er — Gott ist. Für jeden also, für den Gott noch vorhanden ist, muß es die einfachste Lö-

sung sein, daß im Anfang die Vollendung war. Es verlegt das Gottserleben gewissermaßen in die Durchbrechung des Nur-Wahrnehmbaren, in den Anschluß an die Herkunft, in den Kontakt mit dem Ewigen.

Damit vertrüge sich auch die Gottesauffassung Kierkegaards (soweit sie in der Schrift zur Darstellung kommt), der „mit dem Ewigen nicht das logisch-abstrakte Sein, sondern Gott, also das höchste Leben" meint. Und weiters: „daß Gott Geist ist und nichts als Geist, Innerlichkeit und nichts als Innerlichkeit". Womit zunächst wohl dem Gotterfassen des Menschen, seinem Gott-teilhaftig-werden Ausdruck verliehen ist.

Das wäre das eine, das die „Vollendung im Anfang" mit Gott, mit dem Ewigen und darum Seienden, mit dem Nicht-Geschaffenen und darum Unbedingten in Verbindung bringt. Daran knüpft sich das andere: daß, als der Mensch zuerst des Menschen gewahr wurde, dieser auch schon vollendet dastand. Die Betonung liegt hier auf dem Gewahrwerden, das von der Beschaffenheit des Schauenden ebenso abhängig ist wie von der des Geschauten. Denn sicher ist nur, daß die Voraussetzungen für die Vollendung im Anfang, wo immer der Anfang auch einsetzen mag, gegeben sind; indem der Mensch seine Vollendung durch seinen Kontakt mit Gott, mit dem Seienden und Unbedingten, das immer vorhanden war und ist, dartun muß. So bewährt sich der Satz: Im Anfang war die Vollendung, wie immer man ihn auch wenden mag. Er verweist auf keinen Rückschritt und auf keinen Fortschritt, sondern läßt die Vollendung, die im Anfang war, für den Einzelnen immer wieder erreichbar sein. Denn das Seiende hat sich nicht verändert. Wo dieser Anfang einsetzt, wird freilich von der Sehweite des Schauenden abhängig. Und wo diese Sehweite getrübt oder verstellt ist, wird sie den Menschen bald aus den Augen verlieren. Das fortwährende Ver-

gehen und Werden des Kosmos mag der Sehweite des Schauenden solche Trübungen und Hindernisse bereiten. Es begünstigt das völlig verfehlte Verfahren, von den auffindbaren Beschaffenheiten des Kosmos auf dessen Vergangenheit und von dieser auf die Beschaffenheit der damaligen Menschen zu schließen. Anstatt die Möglichkeit zu bedenken, daß auch damals (also in jeder annehmbaren Vergangenheit) Menschen von unsrer Beschaffenheit auf heute nicht mehr auffindbaren oder nicht zugänglichen Teilen des Kosmos gelebt haben können. In jedem Falle wäre es weiser, einer Natur gegenüber, deren Rätsel nicht im geringsten gelöst sind, das Sehvermögen der Forscher von heute für völlig unzulänglich zu halten, bevor man die Menschen urältester und nicht mehr wahrnehmbarer Zeiten im Vergleich zu den heutigen für völlig unzulänglich hält. Denn der Intellekt eines solchen Forschers ist sicher das Unzulänglichste, um die Beschaffenheit eines Anfangs — also auch die Beschaffenheit der ersten Menschen — zu ergründen.

(Die innere Verdorrtheit eines Forschers dieser unzulänglichsten Art hängt sich freilich noch an die „ungeheuren Fortschritte, welche das verflossene 19. Jahrhundert in der wahren Naturerkenntnis gemacht hat". Es ist Ernst Haeckel, der so schwätzt, und ich nenne ihn hier, damit man ihn nicht verwechsle mit Theodor Haecker, dem Verfasser der Schrift, der somit bereits in höchst bedeutender Weise auf einen Großen der Geistesgeschichte der Menschheit verwiesen hat, für die ein Haeckel ein Unmöglicher ist. Mag ihn auch unsre Zeit, der alles Ranggefühl abhanden gekommen ist, mit Hilfe eines Monistenbundes, in dem das Hinaussperren des Lebens wohl das Einende ist, in ihrer Gott- und Geist-Verlassenheit in einem Atem mit Giordano Bruno nennen).

Aber unser Europa ist vielleicht ein noch ziemlich junger, wenn auch früh gealterter, und nicht ein ältester Erdteil; seiner Kultur nach sicher, die heute anscheinend ihre dümmste

und aufgeblasenste, ihre wisserische Periode durchmacht und die dementsprechend gährt und braust; wobei sie sich auch als ein welker Abkömmling übelberatener Sinne erweist. So steht sie protzig und marktschreierisch da im blanken Blechglanz ihrer Erfindungen, die aber bald genug zu ihrem Rost kommen werden und die — ich wiederhole, was ich schon früher einmal betonte, — von älteren und weiseren Kulturen vielleicht schon mehr als einmal abgelegt und verworfen wurden. Denn es mag so sein: daß, wer den Menschen im Auge behält, sich der Erfindung nur bedient, wenn es die Not erfordert, und daß es Kulturen gab, die den Menschen besser als die unsere im Auge behielten in einem Dasein, das seines nie auffindbaren Anfangs wegen auch niemals völlig bestimmbar ist.

Daß ich derartiges auch einem philosophisch geschulten Manne vortrage, soll besagen, daß ich nicht darauf ausgehe, Philosophisches geben zu wollen, wohl aber stellenweise etwas wie dialektische Lyrik. Und als Mutmaßung des Gefühls kann alles, auch das zuletzt Gesagte, bestehen. Zudem möchte ich annehmen, das Gesagte habe in die Vergangenheit gleichsam ein Fenster ausgebrochen, durch das nun wieder das Anfanglose wie verjüngt und unberührt hereinsieht.

(Fortsetzung folgt)

# Gedichte / von Georg Trakl

## Föhn

Blinde Klage im Wind, mondene Wintertage,
Kindheit, leise verhallen die Schritte an schwarzer Hecke,
Langes Abendgeläut.
Leise kommt die weiße Nacht gezogen,

Verwandelt in purpurne Träume Schmerz und Plage
Des steinigen Lebens,
Daß nimmer der dornige Stachel ablasse vom verwesenden Leib.

Tief im Schlummer aufseufzt die bange Seele,

Tief der Wind in zerbrochenen Bäumen,
Und es schwankt die Klagegestalt
Der Mutter durch den einsamen Wald

Dieser schweigenden Trauer; Nächte,
Erfüllt von Tränen, feurigen Engeln.
Silbern zerschellt an kahler Mauer ein kindlich Gerippe.

## Siebengesang des Todes

Bläulich dämmert der Frühling; unter saugenden Bäumen
Wandert ein Dunkles in Abend und Untergang
Lauschend der sanften Klage der Amsel.
Schweigend erscheint die Nacht, ein blutendes Wild,
Das langsam hinsinkt am Hügel.

In feuchter Luft schwankt blühendes Apfelgezweig,
Löst silbern sich Verschlungenes
Hinsterbend aus nächtigen Augen; fallende Sterne;
Sanfter Gesang der Kindheit.

Erscheinender stieg der Schläfer den schwarzen Wald hinab,
Und es rauschte ein blauer Quell im Grund,
Daß jener leise die bleichen Lider aufhob
Ueber sein schneeiges Antlitz;

Und es jagte der Mond ein rotes Tier
Aus seiner Höhle;
Und es starb in Seufzern die dunkle Klage der Frauen.

Strahlender hob die Hände zu seinem Stern
Der weiße Fremdling;
Schweigend verläßt ein Totes das verfallene Haus.

O des Menschen verweste Gestalt: gefügt aus kalten [Metallen,
Nacht und Schrecken versunkener Wälder
Und der sengenden Wildnis des Tiers;
Windesstille der Seele.

Auf schwärzlichem Kahn fuhr jener den mondenen Fluß [hinab,
Purpurner Sterne voll, und es sank
Friedlich das ergrünte Gezweig auf ihn,
Mohn aus silberner Wolke.

# Halluzinationen / von J. J. David

Es ist eine traurige und unerquickliche Rückschau. Sie bedrängt, als fühlte man abermals den Alp auf sich lasten, der einen so lange und so unentrinnlich bedrückte.

Als sähe man in ein vollkommenes Dunkel, so ist es; in eine Finsternis, die nur aus sich selbst heraus von einem fahlen Licht durchgeistert wird, eben noch stark genug, daß man häßliche Fratzen gewahren kann, die sich, herrisch, gebietend und ungeformt, verschwommen daraus emporrecken und den Blick unentrinnlich bannen.

Beschäftigt man sich aus freiem Willen mit ihnen, die einen so oft und so peinigend heimgesucht, ohne daß man sie scheuchen konnte, so mag das damit erklärt und wohl auch gerechtfertigt sein, daß ähnliche Beobachtungen selten sind und somit vielleicht einen psychologischen Wert für sich in Anspruch nehmen können. Sie sind schwer festzuhalten, wie denn auch mir wohl nur noch Trümmer verblieben sind. Das Fieber versengt nämlich auch jene wunderlichen Blüten, die es aufwachsen ließ, also daß sie dorren und in der Hand zerfallen, die sie verwahren möchte.

Am 9. September 1905 war ich von Gmunden heimgekommen, der Meinung, Geschäftliches zu ordnen und schlüssig zu werden, wo ich den Winter verbringen wolle, den in Wien zu verweilen nicht möglich erschien. Schon den kommenden Tag aber meldete sich jenes Leiden, das mich nun schon ins dritte Jahr heimsucht, nun dieses, dann ein anderes Organ anfällt, nicht zu besiegen scheint und das die Aerzte, wohl nur, weil auch das fatalste Kind endlich getauft sein muß, eine chronische Influenza heißen. Diesmal schien der Anfall sehr, so sehr gelinde, daß trotzdem Reisepläne erwogen und die Aussichten einer Kräftigungskur abgeschätzt wurden, die notwendig erschien, nachdem der Sommer nicht die gewohnte Wirkung getan, an einem so herrlich gele-

genen und weislich nach allen Rücksichten und Umständen gewählten Orte Südtirols man ihn auch verbracht hatte.

Es sind seitdem Monate vergangen, die mich ans Bett gebannt sahen, mehr als ein Vierteljahr, darin ein hartnäckiges und springendes Fieber allen Versuchen der Aerzte trotzte, es zu bändigen; darin man der nächsten Stunde nicht sicher war und alle Künste anwenden mußte, eine notdürftige Zufristung zu erlangen, die vielleicht die entscheidende Wendung zum Guten bringen konnte; da jeder scheinbaren Besserung mit der unerwünschtesten Geschwindigkeit der Rückfall mit neuen Sorgen für den Kranken und alle seine Umgebung folgte. Herbst und Winter vergingen so; nur auf den Wänden der gegenüberstehenden Häuserreihe sah ich alle die Zeit die Sonne walten, die ich so liebe und die sich doch gerade diesen Winter öfter den Wolken und den andrängenden Nebeln entrang.

Immer war ich mir über meinen Zustand und alle seine Gefährlichkeit vollkommen klar, daß jeder Versuch des Verstecken- oder Komödiespielens eitel bleiben mußte. Böse Schmerzen aller Gattung, ärger als man sie erträglich glauben möchte, waren mir verhängt: niemals aber das Bewußtsein und kaum einmal die Fähigkeit der Selbstbeobachtung, während ich mich so in einer höllischen Schaukel fühlte, nun aufwärts gewippt, nun mit unheimlicher Wucht und Schnelligkeit niedergerissen zur Erde, an der ich aber wiederum nur im rasenden Umschwung vorübersauste.

Davon kann man nun schon ohne zu starke Erschütterung sprechen und ermißt so am besten die Schritte, die man auf dem weiten und steilen Pfad zur Genesung gemacht. Auch die schlimme und lähmende Furcht vor dem Wahnsinn ist besiegt. Das ist, als hätte man sich einmal ein böses und tückisches Raubtier gebändigt und führe es immer mit sich und es gehorche auf den Wink. Aber die Angst kann man nimmer los werden, wenn man die schleichenden Katzen-

schritte nahen, hinter sich mehr fühlt als vernimmt: wann wird es dich hinterrücks anspringen, den Wehrlosen niederreißen und an ihm tun nach seinem grausamen und lange genug unterdrückten Gelüst? Nur eine Erscheinung, auch sie schon verbleichend, meldet sich noch. Ursprünglich war es, als rauschten mächtige und ganz blanke Schwanenflügel um mich und sausten in atemloser Geschwindigkeit immer von der Rechten zur Linken an meinem Haupte hart vorüber. Das klang betäubend und dennoch voll geheimer Melodie. Nun kümmern die Fittiche und werden immer kleiner. Nur das Flirren verblieb. Immer wieder narrt es mich und zwingt mich ihm nachzusehen, als zöge mir etwas leibhaftig vorüber, und nicht das letzte Restchen aus einer Schar, die mir geraume Zeit, wie sie selbst in einem Leben schon ins Gewicht fällt, vertraut und alleinige Gesellschaft gewesen; Reigentänze um mich geschlungen, toll, scheinbar sonder Gesetz und dennoch rhythmisch und den Blick mit einer einzigen Gewalt an sich ziehend. Es dampfte um sie von Schwüle und von Verwirrung.

Merkwürdig war zunächst die Unfähigkeit, sich in der Zeit zurecht zu finden. Es war doch im Herbst: der Winter rückte heran, und die Tage schwanden. Im Grunde vergingen sie mir auch mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Die Fähigkeit der Auffassung war sehr eingeengt: die Zeitung zu lesen bedeutete eine ernsthafte Arbeit, die nicht ohne lange Unterbrechungen vollzogen werden konnte und zu der man sich ohne ernstes Bedürfnis, aus einer Art Pflichtgefühl und damit man mitreden könne, zwang. Ich entsinne mich kaum einer einzigen Regung von Langeweile. Vielleicht war die allgemeine Müdigkeit zu groß, um auch nur das Gefühl bestimmter aufkommen zu lassen. Dennoch verlangte mich's manchmal zu wissen, was es an der Uhr sei. Niemals behielt ich die Stunde oder es blieb mir ein innerer Maßstab für das Verklingen der Glocken, wie ihn

doch ein erwachsener Mensch sonst in sich zu tragen pflegt. Sowie die Lichter entzündet wurden, das zeitig geschehen mußte, begann für mich der Abend mit einem stärkeren Ruhebedürfnis, dem ohne allen Uebergang die Nacht folgte. Das führte zu mancher komisch-verdrießlichen Irrung. Etwa: aus dem Nebenzimmer drang Flüstern zu mir, wenn ich meinte, es sei längst Schlafenszeit, und ich ärgerte mich der fatalen Rücksichtslosigkeit. Und es war noch gut am Tage, und es wisperten untereinander oder mit meiner Frau teilnehmende Besucherinnen, die man gar nicht oder nur für kürzeste Weile zu mir lassen konnte. Denn jeder Besuch, auch der erwünschteste, jedes liebe Gesicht weckte mich aus jenem Zustand halben Bewußtseins, der allein mir gemäß war, zwang mich, meine Gedanken zurückzurufen, die im Uferlosen schwärmten oder schon scheu und erschaudernd an noch ferne Gestade rührten, legten mir also erhöhte Anstrengungen auf, die hernach abzubüßen waren. Oder, es fiel mich auch nur die Erkenntnis meines Elends zu heftig an: sie beklemmte mich, ohne daß die Lust am Spott oder an der Selbstverhöhnung gänzlich zu unterdrücken war. Einer Regung von Todesfurcht entsinn' ich mich nicht — sie hätte sich denn kurios genug in die Sehnsucht nach endlicher Erlösung und der gänzlichen Ruhe vermummt, die ungestüm genug schrie und sich Bilder voll einer eigentümlichen Kühnheit schuf, die manchen durchfröstelten, der sie etwa vernahm . . .

Es war notwendig geworden, mich in meiner Empfindlichkeit und Schwäche vor jedem Anhauch zu schützen. So wurde denn eine spanische Wand angeschafft und vor mein Bett gestellt. Sie schied mich in der erwünschtesten Weise von der Welt, vor der ich mich verbergen zu müssen glaubte; denn alle meine Sinne hatten sich in einer befremdenden Weise verfeinert, bis auf das immer stumpfe Gehör, und waren also sehr leicht zu verletzen. Der nicht um den wahren

Grund wußte, dem mocht' ich unerträglich launenhaft erscheinen. Im übrigen war oder erschien mir jene Schirmwand abgeschmackt genug; was immer aber in einer Krankenstube steht, das gewinnt über ein Weilchen ein widerwärtiges und häßliches Gesicht. Unsichtbare, aber rastlose Spinnen überweben es mit Netzen, die man nicht abstreifen kann, aber sieht und in der leidigsten Weise fühlt. Da nun sind einem dunkelgelblichen Grunde in hellerem Ton schwanke Binsen und allerhand Blütensträuche, an gewisse heimische Orchisarten ferne mahnend, ohne Stilisierung und dennoch unähnlich aufgedruckt. Wurde dahinter aber ein Licht angesteckt, so gewann er ein ganz anderes Gesicht. Abend für Abend genoß ich so eines eigensten Schauspiels. Denn es war, als erhelle sich die ganze gleichgültig eintönige Fläche vor einem Schimmer aus geheimem Born, wie er etwa durch kunstvolle, uralte Glasfenster bei günstigem Stand der niedergehenden Sonne fließen mag. Ein kräftiges Rötlich, dem Orange zu, schlug siegreich durch die Felder der spanischen Wand, oder die wölbten sich und formierten sich zu feierlichen gotischen Bogen. In ihnen standen in stolzer Haltung Geharnischte. Und Könige, die Krone über der Stirn, umwallt vom Goldbrokat der steifen und rauschenden Gewandung, hoben mit großer Gebärde die Hände mit dem Reichsapfel darin zu flammenden Kandelabern. Auch an Musik, einem Münster gemäß, fehlte es keineswegs. Denn oftmals war in mir ein Ton, als würde vielleicht ein langer Stahlstab angeschlagen; klinge nun voll Kraft und einer Fülle, die für seine Eintönigkeit vollauf entschädigt, verschwinge, verzittere, verstumme, um nach regelmäßigen Pausen, die aber zu berechnen ich niemals vermochte, von neuem seine geheimnisvolle Musik zu erheben.

Eine Röntgen-Untersuchung des Brustkastens war wünschenswert geworden. Schäden waren entstanden; ihr Ort und ihr Umfang sollten tunlichst genau festgestellt werden,

damit man wisse, ob nicht vielleicht das Messer des Chirurgen Besserung bringen könne. Die Durchleuchtung konnte natürlich nur außer Hause, in einem Sanatorium vorgenommen werden. Trotz hohen Fiebers wurde die Fahrt dahin gewagt. Da waren Gänge, Durchfahrten, Korridore, auf denen Genesende neugierig nach dem Siechen blickten, der ihnen vorübergetragen wurde. Ein flüchtiger, aber ganz neuer Einblick in ein solches Unternehmen, in dies Mittelding von Gasthof und Heilanstalt, huschte aufregend genug vorüber. Alsdann die Untersuchung selbst, die immer noch etwas Gespenstiges an sich hat, mit ihrem geheimnisvollen Schnurren der Apparate, dem jäh vorbrechenden und ebenso wiederum verlöschenden Lichtschein. Nichts von dem allen blieb dem Kranken und folgte ihm in die Gesichte, die ihn daheim wieder anfielen. Nur die Art, in der er im Aufzug gehoben, im Tragstuhl, immer in einer stillen Angst vor einem möglichen Fall, befördert worden war, haftete in ihm und übte ihren Eindruck. Er war ausgezogen, so schien ihm, und wohnte nun ein Stockwerk höher. Es war mir bewußt, wie unsinnig diese Vorstellung sei. Dennoch ließ sie sich durchaus nicht bannen. Immer, trotz aller Mühe, es zu unterdrücken, entschlüpfte mir ein ungehöriges „Oben" oder „Unten", zu allem Glück unbeachtet oder nicht richtig gedeutet, und ich sorgte, es möchte meinen Zustand verraten oder die unbesiegliche Zwangsvorstellung, unter der ich so litt und die aller Augen zu verbergen ich mich so mühte. Noch etwas ganz Unglaubliches gesellte sich dazu. Ich war diesen Sommer auf einer sehr kühnen Alpenstraße gefahren, die hart an Abgründen, manchmal ganz schwindelig, dann wieder dem lebendigen Fels eingesprengt, mit ganz einzigen Blicken auf ferne und leuchtende Gletscher emporklomm. Aehnlich dacht' ich mir die Uebersiedlung: eine Treppe des gleichen Hauses höher. Das ging so weit, daß ich selbst den Firnenwind wieder zu verspüren meinte,

der uns damals, der Jochhöhe nah, unerwartet und unwirsch genug angeblasen hatte, samt dem Schmerz, den er mir geweckt. So hatt' ich viel zu hehlen, darein kein fremdes Aug' Einblick gewinnen durfte, und die Besorgnis lebte und wuchs, ich könnte einmal fiebernden Händen die Maske entgleiten lassen, die ich so ängstlich und hüllend vor mein eigentliches Gesicht preßte. So brütete ich über meinen Geheimnissen und fühlte mich in mir immer einsamer. Es fehlte nicht an Anteil; manchmal wurde mir dessen selbst zuviel. Dennoch erschien ich mir ganz verlassen, ganz für mich hausend, losgelöst von meiner Familie, als hätte sie nie bestanden, und wiederum gezwungen, ständig auf meiner Hut zu sein. Ewige Angst vor Ueberrumpelung. Vor Selbstverrat. Beobachten des anderen, ob er wirklich nichts ahne? Ueberprüfen jedes Wortes, das einem entschlüpft. Ein unleidlicher Zustand, den keine Dauer erträglicher machte, der den letzten Nerv bis ins Reißen spannte.

Daß sich langsam eine große Gleichgültigkeit allem gegenüber des Siechen bemächtigte, ist nur zu begreiflich. Ich sah stumpf die Angst, die über dem ganzen kleinen Hauswesen lag. Mein Kind kam und schmiegte sein Köpfchen nach Gewohnheit in meine Hand. Gleichgültig, wie auf ein ganz Fremdes sah ich darauf. Es verdroß mich nur, wenn die Wärterin mit einem Schritt, so leise sie ihn vermochte, der aber meiner Meinung nach immer noch das Zimmer ins Zittern und Schwingen brachte, an mein Bett trat, nach meinem Befinden zu sehen; die Sorgen meiner Frau samt der Tapferkeit, mit der sie sie zu verhehlen sich mühte, gewahrte ich wohl mit Verwunderung, aber ohne richtige Rührung, ohne Verständnis für alle ihre Plage. Ich wußte, daß sich die Aerzte verweilten und verhandelten, lange nachdem sie mich mit einigen Worten ohne Belang verlassen hatten; daß mir viel versteckt wurde; begriff sehr genau, warum man also verfahre, und hätte unter anderen Um-

ständen derlei sicher weder ungerügt noch unvermerkt gelassen. Nun aber schwieg ich. Wozu erst reden? Alles war mir offenbar; nichts bewegte mich.

Dazu kam eine vollkommene Spaltung des Bewußtseins. Ich empfing einen Gast, und ich führte mit ihm ein Gespräch, so vernünftig man sich's unter solchen Verhältnissen nur irgend begehren konnte, das freilich bald abgebrochen werden mußte, weil es mich denn doch anstrengte. Dabei stand aber regelmäßig am Kopfende des Bettes, wo doch gar kein Raum für ihn sein konnte, jemand und hatte mir etwas mitzuteilen, das viel wichtiger war und mehr Aufmerksamkeit und Anstrengung beanspruchte, wollte man's fassen. Das muß auf die Dauer wohl verstimmen. Und zu gutem Ende hatten diese Besucher Gewohnheiten, die in leidlicher Gesellschaft nicht erwünscht sind. Niemals ließen sie sich melden, wie sich das unter allen Umständen, gar bei einem Kranken gehört; eine geschlossene Türe bestand nicht für sie als Hindernis. Schieden sie, so nahmen sie nicht den Weg Gesitteter, in ganz ungehöriger Weise benützten sie das Fenster als Ausgang, was mich, nachdem ich doch im dritten Stock wohne, zu Anfang und ehe ich noch mit ihrer Art und Gewohnheit besser vertraut war, nicht wenig erschreckte. Besonders mein Großvater von Mutterseite hatte immer noch keine Manier gelernt, wiewohl er nun schon an vierzig Jahre tot war.

Ueberhaupt, ich selber hatte mich doch in einer schwer glaublichen Weise verändert. Mir gegenüber standen zwei Schränke. Zwischen ihnen und der Wand blieb ein Raum. Darin lag nun eine ziemliche, weiße Kugel, deren Stoff sich nicht bestimmen ließ, dem Aussehen nach etwa Kalk, ohne daß sie aber auch nur bei Ferne an ein Ei erinnert hätte. Mit dieser Kugel nun identifizierte ich mich in einer vollkommen unklaren Weise, bangte mich um sie, wenn gefegt ward, staunte innerlich, daß sie niemand gewahrte.

Ein Nahrungsbedürfnis wollte durch Monate nicht in mir erwachen. Man mußte mich aus dem Halbschlummer wecken, der mich meist befing, vieles Zureden, ja gelinde Gewalt daran wenden, um mich zu einem Bissen zu bewegen. Die mich so aus dem mir eigentlich meist gemäßen Dämmerungszustand scheuchten, in dem meine Seele unablässig um dennoch streng verschlossene eherne Pforten flatterte, die haßte ich mit der Zeit. Und eine neue, ganz tolle Vorstellung entwickelte sich in mir: was ich genoß, das frommte nicht mir, sondern der, die mir's aufgezwungen, also meiner Frau. Darüber durfte ich mich mit Fug entrüsten. Es war doch unbillig, mir derlei zuzumuten, und gewiß nicht in Ordnung, ohne mich zu befragen meine Wohnung so umzugestalten, wie es ersichtlich geschehen war. Denn man kam nicht etwa in eine andere Stube aus dem Schlafzimmer; es stieß ein schöner, grüner Garten daran, und im Freien und unter heller Sonne saßen die Leute und vergnügten sich, ohne daß mir ein Anteil daran vergönnt gewesen wäre. Also schuf sich die Sehnsucht nach der Natur in mir ihren Ausweg, die so lange nicht befriedigt werden konnte.

Es kamen auch sonst Gesichte von anderer Art, aber voll Größe und Nachdruck. Da hatt' ich in grenzenloser Mißstimmung, wider eine Art Reinlichkeitsbedürfnis in mir, das in gesunden Tagen niemals ein Wort in mir laut werden läßt, geeignet eines einzigen Menschen Glaubensbedürfnis zu stören oder zu besudeln, einmal dem Abend zu gegen Gott und alle Teufel blasphemiert. Die Zeit schlich: die Vorkehrungen für die Nacht wurden getroffen; die Wärterin bezog ihre Ruhestatt hinter der spanischen Wand, das Gas wurde abgedreht; nur auf dem Kästchen neben meinem Bett brannte eine Kerze, weil ich noch las; das Nachtlicht gab einen ganz matten Schein, und wenn im Ofen nachgelegt werden mußte, so schoß der Widerschein der Glut vor und flackerte breit und begierig die Wände

aufwärts. Ich war sicherlich und so vollkommen wach, wie ein Kranker es nur irgend zu sein vermag; denn ich hörte jeden Auftrag, den man der Pflegerin erteilte, verstand ihn und suchte ihn nach der fatalen Art von Kranken in irgend einen Bezug mit Veränderungen des eigenen Zustandes zu setzen. Da nun trat Er ein, und ich begriff kaum, wie er in seiner Riesengröße die Tür passieren konnte. Am geeignetsten Ort, hinter dem Ofen, da für Männer seiner Statur schon gar kein Raum war, ließ er sich behaglich nieder. Er war in jeder Hinsicht schön. Der Körper, ganz anders, als man ihn in der Regel darstellt, ohne jede Spur von Verbildung, tadellos gebaut und von unwiderstehlicher Kraft. Ich konnte das ermessen, da er den Rock von sich streifte. Der Kopf ein wunderschöner, ebenmäßiger Rundkopf, reiches, ganz kurz geschorenes, rötliches Haar darum; um die vollen und runden Wangen ein jünglinghaft weicher Bart von gleicher Farbe; eine starke, edel geformte Hakennase im Antlitz. Er schien gewohnt, zu gebieten und zu zwingen. So nun, in einem Ton, dessen man nimmer vergißt, ohne ihn schildern zu können, flüsterte er einige Worte, entsinne ich mich recht: der Entgegnung auf meine Herausforderung, gegen mich. Dann hob er sich, reckte sich mächtig. Sein Auge, grün und glanzlos und groß wie edler Serpentin, tauchte in das meine. Immer näher kam er mir, und mein Herz schlug, daß ich meinte, man müsse das hören, daß ich mich umsah, ob denn niemand merke, welchem furchtbaren Gesellen man mich Wehrlosen allein gelassen habe. Eine beispiellose Lähmung und Beklommenheit in mir. Alles zerrann. Um mich das Schweigen. Ich sah nach der Uhr — die ganze Vision konnte nicht eine Minute lang gewährt haben.

Verwunderlich genug, und vielleicht nur erklärlich aus der nahezu vollkommenen Erschöpfung aller meiner Kräfte, in der ich schon in die Krankheit eingetreten, war mir selber

in jeder Rückschau der vollkommene Mangel an sexualen Gesichten in einer so langen und bunten Reihe von Erscheinungen. Noch eine daraus sei verzeichnet, weil mir ihr Ursprung durchaus rätselhaft erscheint. Ich wußte ganz gewiß, daß der Arzt, der mich behandelte und alle seine Hingebung und Kunst an mich wendete, keinen anderen ähnlichen Fall in seiner Praxis habe. Dennoch glaubt' ich an einen solchen, und es war ein Doppelgänger von mir, und es bestand eine Art Vampyrismus zwischen uns. Denn je schlechter es mit mir bestellt war, desto näher rückte jener seiner Genesung; trat aber bei mir eine jener immer trügerischen Wendungen zum Bessern ein, so siechte mein Widepart schlimmer dahin, ohne daß mir in einer nicht aufzuhellenden Weise das gleichgültig bleiben konnte. Zwischen uns beiden aber lief eilfertig und ohne Unterlaß ein Hündchen hin und wider. Oftmals war mir, als müßt' ich darauf deuten, damit man ihm endlich den Paß verlege; niemals aber vermocht' ich diesen Entschluß. Es war, als müßten nun einmal die Dinge und was immer in noch so wunderlicher Weise mit ihnen verwoben war, ihren unaufhaltsamen Lauf haben bis ans letzte und vorbestimmte Ende, das niemand zu wenden stark genug war, dahin ich von geheimer Gewalt geführt ward, um es schaudernd oder eratmend zu grüßen. Und so trug jener kleine behende Bote des Unheils fürder unbeirrt seine Posten.

Ich bin mir bewußt, Wahrheit gegeben zu haben, soweit ein Mensch dies kann, zumal bei der Rückschau auf immerhin längere Zeiten, die ferner rücken und verdämmern wollen. Absichtlich gefärbt und stilisiert hab' ich sicherlich nichts, weil ich diesen Aufzeichnungen den einzigen Wert nicht nehmen wollte, den sie allenfalls beanspruchen können, den unbedingter Wahrheit. Es scheint mir merkwürdig, wie die Einbildungskraft, die wir sonst zu meistern wähnen, sich selbstherrlich aufreckt, dem gebietenden Verstand fast

feindselig gegenüberstellt und uns Widerstrebende gewalttätig Pfade führt, die zu betreten uns anders mit gutem Grund schaudern würde. Die Wogen des Unbewußten haben einmal über mir zusammengeschlagen, daß ich ihnen kaum mehr zu entrinnen hoffen durfte, warfen mich dann verzagt, abgemattet vom verlorenen Kampf, zerschlagen von ihrem Anprall, an einen Strand, der mir fremd erschien, bis ich erkannte, es sei der, daran ich sonst hause, und meine Sonne sei bemüht, alle Dünste zu verscheuchen, die mir das Bewußtsein benahmen. Auch ihren verständigen und freundlichen Strahl muß man freilich erst wiederum gewöhnen und vertragen lernen. Was ich in gekrampften Händen, wie sie ein Ertrinkender ballt, aus jenen Tiefen emporgebracht, das hab' ich hier mitgeteilt, das entfällt mir, nun sich der Krampf zu lösen beginnt. Mag sein, das ist Tang, wie ihn jede Welle an das Ufer wirft, sonder allen Wert, den man so wenig als den Salzschaum am Dünensand auch nur eines Blickes für wert hält. Es ist aber immerhin doch auch möglich, daß sich unter so geringem Angeschwemmten auch eine Muschel berge, wert des Augenmerks dessen, der sich, aus welchen Gründen immer, aus Sammellust oder müßiger Neugierde um derlei Gut der See zu kümmern gewöhnt ist. Wie immer dem sei, ich mußte mich dieses unwillig genug Mitgebrachten entledigen, will ich meine Hände annoch zu den Werken nutzen, die meiner etwa noch harren mögen und die nicht gar zu unfänglich noch allzu schwierig sein dürfen, sollen sie in dem Endchen Tages vollendet sein, das mir neuerdings vergönnt oder verhängt scheint.

Aus „J. J. David. Gesammelte Werke": R. Piper & Co., München.

# Gedichte / von Albert Ehrenstein

### Kinderpark

Liebst auch du den Strand,
wo meine Seele
mit roten Drachenadlern
um die Wette flog?

Schöner Sand ist dort zum Bauen,
auf dem Wasser schwimmen Schwäne,
Enten rufen ihre Jungen,
und eh' dich ein Weh bezwungen,
eine gute Stimme spricht:

„Horch, noch geht um dich kein Wind.
Schlafe tief,
der Weg ist blind."

### Doch du, Jehovah!

Auf Deinem Schild gedonnert steht
der Tod und das Verderben.
Deine Donner wühlen Gräber
in das fluchbedeckte All,
Deine Donner thronen über Bergen,
hinabzurollen in der Nacht.

In den Marmorbrüchen von Carrara
dünkt sich mancher Klump geboren,
Eckstein ward er dann den Hunden,
bis er auch dies Amt verloren.
Du hast ihn gesendet,
— unter die Sichelwagen Deines Grimmes!
In Dir ist er beendet,
wer hat Dich mißgeboren?

### Verzeihung

Im Bette lag sie,
bleich, ausgehärmt
und arg zerlitten
von des Lebens
Tag auf Tag.
Aus ihren armen Augen
starrten meine Sünden
mir entgegen
Mal an Mal.
Und aber, da ich mich
zu ihren Faltenhänden
beugte, neigte
sie sich über mich,
und ihrer Seele
letzter Hauch
segnete mich,
wie eine Rose
gelb und welk
im Fallen noch
den Boden küßt.

### Aber Hagel wird unter dem Himmel

Ihr Tanz gebar mir Mitleid, und träumend:
„Ach, sie ist hilfloses Gesträuch,
wegspült sie ein Wellchen,
bis ein Strohhalm sie ergreift",
— aß ich Freundschaft mit der Schlange.
Übertäubend das schaurige Rot des hinübersterbenden Blutes
nannt' ich das Weib: das Angenehm-Weiche.
Es war
Gift, Nacht, Rabengewölk!

Nicht kann ich mehr die Anker lichten,
aus frohem Wasser hoch zur Sonne heben.
Nicht mehr fleh' ich betend die Hände empor zu den heiligen Türmen,
lautauf drohe ich schon dem blauhinhallenden Himmel.
Den Mond möchte ich schlucken
und ausspeien ins All.
Heimtückisch ein jeder gebohrt in die Wölbung,
den Aussatz des Himmels, die Sterne,
achte ich längst nicht mehr.

### Heimkehr

Wo sind deine alten Wellen, o Fluß,
und wo sind euere runden Blätter,
ihr Akazienbäume der Jugend,
und wo der frische Schnee der verstorbenen Winter?

Heim kehr' ich und finde nicht heim,
es haben die Häuser sich anders gekleidet,
schamlos versammelt sind sie zu unkenntlichen Straßen,
es haben die zopftragenden Mädchen meiner scheuesten Liebe Kinder bekommen.

### Dämmerung

Irgendwo scheint die Sonne,
ich spüre es nicht.
Irgendwo leben Menschen,
ich weiß es nicht.
Irgendwie lebe ich,
es kann wohl sein.
Irgendwann sterbe ich,
so wird es sein.

## Leid

Wie bin ich vorgespannt
den Kohlenwagen meiner Trauer!
Widrig wie eine Spinne
bekriecht mich die Zeit.
Fällt mein Haar,
ergraut mein Haupt zum Feld,
darüber der letzte
Schnitter sichelt.
Schlaf umdunkelt mein Gebein.
Im Traum schon starb ich,
Gras schoß aus meinem Schädel,
aus schwarzer Erde war mein Kopf.

## Traum

Als ich die Nacht durchwachte,
kam mir die Zeit herein,
hin glitten sachte
Träume und Tode mein.

Der Knabe, der im Sande
mit Muscheln Spiele trieb,
mit manchem Tande
die Zeit vorüberhieb,

der Selbe stets zu sein!
O weh der Muschelspiele,
du lange Weile,
ihr ewig gleichen Ziele,

nur nicht auch tot der Selbe sein!

Aus einem demnächst bei Georg Müller in München erscheinenden Gedichtband „Die weiße Zeit"

# Karl Borromäus Heinrich / Vorspiel zu einem Drama*)

Ort: Grafschaft, nachmals Bistum Lausha, in Mitteldeutschland
Zeit: Das frühe Mittelalter, vor dem Bauernkrieg und der Reformation

Ein Flügel der gräflichen Burg. Ein Zimmer des jungen Grafen Johannes, in frühgotischem Stil. Eine Türe verbindet das Zimmer mit einem Vorgemach. Auf der einen Wand hängt ein Gobelin; hinter ihm ist, verdeckt, ein geheimer Einlaß in das Zimmer; vor dem Gobelin steht eine hölzerne Bank mit Lehne. Ein Tisch mit sieben Stühlen. Ein hohes Kruzifix, in der Ecke, vor dem, auf dem oberen Brett eines Betschemels, ein siebenarmiger Leuchter steht. Die kleinen, niedrigen Fenster sind vergittert; das Zimmer liegt im Zwielicht des Abends, sehr düster, nur durch grellfarbige Malereien in den Kassetten der Zimmerdecke belebt.

### 1. Auftritt

Der junge Graf Johannes sitzt am Fenster und liest im Zwielicht aus einer alten Handschrift. Da poltert der alte Diener Rupprecht herein; er schwankt leicht und ist im Gesicht gerötet.

Rupprecht: Gnädigster Herr Graf . . .

Graf Johannes: Rupprecht? Wo warst du denn den ganzen Tag?

Rupprecht: Gnädiger Herr, ich eile herbei, um Euch eine Nachricht zu bringen, die mir eilig erscheint. Der Abt Julianus war drei lange Stunden lang beim gnädigsten Herrn, Euern Vater. Gleich nachher habe ich den Alumnen Kilian in das Kloster eintreten sehen . . . Ja, ja, denn der Alumne Kilian ist vielleicht ein sehr falscher Freund von Euch; wenn einer falsch ist von den Sechsen,

*) Das Drama (1911 geschrieben) ist betitelt „Johannes von Lausha" und bisher unveröffentlicht.

die zu Euch zu den heimlichen Sitzungen kommen dürfen, so ist es meiner Treu der Alumne Kilian. Und mich hat der Stadtpoet zum Trinken eingeladen. Aber woher hat der Stadtpoet Geld zum Trinken, für zwei? Wir haben getrunken und auch noch einen festen Krug mitgenommen, zu einem . . . zu einer Frauensperson, zu der wir gegangen sind. Und dann haben mich die zwei nach Petronilla gefragt, die man Euch zur Geliebten gegeben hat, und, sagt der Stadtpoet: Hm, Rupprecht, hm, hm, ist das Liebeskunst, was die beiden treiben, der junge Herr und die Petronilla, oder Schwarzkunst, sogenannte Magie? — Hm, habe ich gesagt, hm, hm, Herr Domine poeta Lauschaensis, hast du vielleicht vom Abte Julianus das viele Geld bekommen zum Saufen, daß wir es zusammen versaufen, und daß du mich dann herbringst zu dieser Person da, und daß du mich ausfragst?! . . . Und außerdem, gnädiger Herr, klebt Wachs am Schlüsselloch der verborgenen Tür, die in den geheimen Gang führt, und zu der Pforte, die hier, hinter diesem Wandteppich, liegt . . . soll das dann nicht etwa geschehen sein, um einen Schlüssel darnach zu machen, nach dem Wachsabdruck, gnädiger Herr? (er deutet auf den Gobelin und atmet erschöpft und betrunken auf).

Graf Johannes: Vielleicht hast du doch zu viel getrunken und zuviel gesehen, lieber Rupprecht?

Rupprecht: Ei bewahre, gnädiger Herr, soviel nur, daß meine Augen heller geworden sind und so geschärft, daß ich einen Verrat erraten habe. Das scheint mir denn doch sehr eilig, mit Verlaub.

Graf Johannes: Es ist ja ganz schön von dir, Rupprecht, aber weißt du . . . (Man hört den Klopfer. Rupprecht schwankt eilig zur Türe und führt den alten Beichtvater Clemens durch den Vorraum in das Gemach, schließt die Türe hinter sich, winkt noch schnell bedeutsam

und betrunken mit dem Finger und verschwindet nicht ohne Lärm).

2. Auftritt

Graf Johannes (überrascht): Gott zum Gruß, hochwürdiger Herr, und willkommen! Es ist lieb von Euch, daß Ihr kommt. Wir haben uns lang nicht mehr gesehen.

Clemens: Es ist meine Schuld nicht. Aber ich mache Euch keinen Vorwurf. Eher kommen die Alten noch zu den Jungen als die Jungen zu den Alten.

Johannes: Verzeiht! Ich bin ein sehr undankbares Beichtkind.

Clemens: Es ist mein Amt, viel mehr zu verzeihen als das Verzeihliche. Aber seid Ihr denn noch mein Beichtkind?

Johannes: Ach ja, Ihr erinnert mich. Es wird schon wieder langsam Zeit für die Osterbeichte.

Clemens: Schon wieder! Und es liegt doch eine so lange Zeit zwischen Ostern und Ostern!

Johannes: Wie geht es seither Eurer Gesundheit, Hochwürden?

Clemens: Ich sorge mich mehr um die Eure.

Johannes: Ihr seid sehr ernst heute.

Clemens (mit einer ablehnenden Geste): Ich bin eben ein alter Mann, Graf Johannes, und nicht mehr zu dem zu gebrauchen, was man von mir verlangt. Ich darf froh sein, irgendwo noch Gutes tun zu können, solange es Zeit ist. Darum will ich jetzt gegen Euch so offen wie nur möglich sein! — Ich komme in einem doppelten Auftrag. Der Abt Julianus schickt mich, um Euch auszuhorchen. Es gehen böse Gerüchte über Euch, und der Abt Julianus möchte vielleicht nicht ungern, daß sie wahr seien. Man sagt also, Ihr treibt Magie ... Der Abt Julianus jedenfalls liebt Euch nicht. Ich weiß nicht, wo er damit hinaus will. Aber er liegt Euerm Vater in den Ohren.

Vielleicht handelt es sich ihm nur um eine Stiftung. Euer Vater verwahrt ja auch die Erbschaft Eurer Mutter, Gott hab sie selig. Vielleicht also soll dieser Reichtum in eine geistliche Stiftung abgeleitet werden. Vielleicht jedoch hat Julianus noch andere Dinge im Sinn, die er mir natürlich nicht anvertraut. — Und auch Euer Vater schickt mich her; daß er gegen Euer Wesen, gegen Eure Stille, gegen Eure Schwärmerei, gegen Eure Güte, gegen Eure unzeitigen Impulse und Ideen schon längst mißtrauisch ist, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Ihr wißt es und habt es zu spüren bekommen. Nun soll ich in Eure Zukunftspläne eindringen, wenn Ihr wirklich solche habt, die Euern Vater persönlich interessieren könnten . . .

Johannes: Sie werden ihn sicher nicht interessieren.

Clemens: Es geht mich nichts an. Ich will auch gar nicht in Euch dringen. Aber es gibt Einzelheiten, die Euern Vater stutzig machen.

Johannes: Ich plane nichts gegen ihn, und nichts für mich. Die Menschen —

Clemens: Nun ja, eben die Menschen! Was zum Beispiel die Menschen betrifft, so ist neulich die Frau des Glasbläsers Petzolt aus dem Gefängnis entkommen, knapp einen Tag, bevor sie wegen vielfachen Ehebruchs gerädert werden sollte. Euer Vater erinnert sich dunkel, daß Ihr ihm gesagt habt, so bittweise, man solle zu solchen Frauen sein, wie unser Herr Jesus gut war zu Magdalena. Aber Euer Vater seinerseits war doch mehr dafür, die Frau Petzolt rädern zu lassen. Nun ist sie entkommen, niemand kann sich erklären wie. Euer Vater denkt, ob Ihr nicht vielleicht recht gut wißt, wo diese Magdalena hingeraten sein könnte. Nicht als ob er Euch in Verdacht hätte . . .

Johannes: Ich muß gestehen —

Clemens: Schon gut, Graf Johannes. Ich will nichts

wissen. — Nicht als ob er Euch also in Verdacht hätte, mit der Frau selbst irgend etwas gehabt zu haben. Ihr seid Eurem Vater darin eher zu . . . zu gesittet. Aber nun ja, diese Frau ist entkommen. Und es ist doch nicht so leicht, aus dem Gefängnis . . .

Johannes: Nein, es war —

Clemens: Nun ja . . . , es war Gottes Fügung, wollt Ihr sagen. Uebrigens gibt es viel wichtigere Dinge als die Frau Glasbläser Petzolt. Zum Beispiel hat man Eurem Vater hinterbracht: Graf Johannes habe den Bürgern heimlich sein Wort gegeben, nichts dagegen zu tun, wenn — natürlich nach dem Tod des alten Grafen — die Bürger beim Kaiser petitionieren, um Verwandlung der Grafschaft Lausha in eine Reichsstadt!

Johannes: Ihr fragt mich viel auf einmal.

Clemens: Aber ich frage ja gar nichts, junger Freund; denn ich will Eurem Vater und dem Abte Julianus sagen können, Ihr hättet mir nichts geantwortet. — Es wird noch mehr gemunkelt über Euch. Ihr sollt — wiederum heimlich — einem Wortführer der Bauern dieser Grafschaft zugesagt haben, daß Ihr später einmal für die Befreiung der Bauern vom Zehnten an die Priester eintreten werdet . . . wenn Ihr erst in der Grafschaft zur Regierung gelangt wäret. Befreiung vom Zehnten an die Priester! Der Abt Julianus behauptet, Ihr seid, wenn man Euch nicht gleich für einen rohen Kirchenräuber nehmen wolle, ein Armutsapostel, ein frommer Schwärmer und ein Vermessener dazu, und er rät Eurem Vater, Euch bald in ein Kloster zu schicken. Dort würde dann Eure Frömmigkeit in geistige Bahnen gelenkt, so gewissermassen unschädlich abgeleitet, während Ihr sonst, im weltlichen Leben und als Regent dieser Grafschaft, einmal auf recht schädliche Wege geraten könntet.

Johannes: Es liegt mir nichts am Regieren. Aber ans Kloster denke ich auch nicht.

Clemens: Das ist Eure Sache. (Man hört einen Augenblick ein leises Geräusch, hinter dem Gobelin, wie von andrängenden Menschen. Der Beichtvater sieht nach der Richtung und blickt den jungen Grafen an; dieser errötet). Es ist Eure Sache. Ich will auch darüber nichts hören. Aber Euer Vater faßt allmälich den schlimmsten Verdacht gegen Euch. Er denkt, es eile Euch einfach mit der Grafschaft. Deshalb wäret Ihr immer fromm-heuchlerisch, sagt er, daheimgeblieben, statt auf Turniere und Fehden zu gehen, damit Ihr Bürger und Bauern gegen ihn aufhetzt. — Man sagt . . . ach, was sagt man nicht alles! Und Petronilla soll nicht Eure rechtmäßige Geliebte sein, sondern Euer Werkzeug bei der schwarzen Magie. Ihr hättet beide, sagt man, dem Teufel versprechen müssen, keusch zu bleiben.

Johannes: Was soll man da antworten, hochwürdiger Herr? — Wenn mein Vater sich nicht so mißtrauisch gegen mich abgeschlossen hätte, ginge ich auf der Stelle zu ihm hin und . . .

Clemens: Ich, wie gesagt, will jedenfalls nichts erfahren haben.

Johannes: Ich danke Euch herzlich.

Clemens: Ach, ich bin ein alter Mann und zu nichts mehr zu gebrauchen. Für den Abt Julianus nicht zu gebrauchen. (Wieder ein flüchtiges Geräusch hinter dem Gobelin. Der Beichtvater richtet seinen Blick wiederholt dahin. Der junge Graf macht eine verlegene Geste). Nicht zu gebrauchen. Ich verstehe ihn nicht. — Euch, Johannes, verstehe ich, und ich verstehe Euch doch wieder nicht. — Was zum Beispiel wollt Ihr denn erforschen durch Petronilla? Was können denn Menschen erforschen? Wieviel im besten Fall? Wie wenig? Ist nicht der Glaube die einzige Sicherheit?

Johannes: Aber der Abt Julianus . . .

Clemens (unterbrechend): hat — von allem andern

abgesehen — in dem Einen recht, daß der Glaube die einzige Sicherheit für uns Menschen ist. Die einzige, Johannes!

Johannes: Ich möchte mich Euch so gern erklären, hochwürdiger Freund.

Clemens: Tut es lieber nicht! Aber seht, Ihr, gerade Ihr, habt doch das Leid begriffen, das Leid so vieler, ja aller Menschen, das schreckliche Dunkel auf dieser Welt, den Abgrund ohne Steg, und die Blindheit, diese Blindheit, Herr Johannes! Wieviel kann dieser blinde Mensch erforschen? Wie wenig? Und der Glaube ist der Stab, der einzige Stab des blinden Wanderers! Und da wundert Ihr Euch, Herr Johannes, daß die Menschen mit einer solchen Angst, mit Todesangst über den Glauben wachen?!

Johannes: Ich will doch den Glauben nicht erschüttern, ich will ihn wahr machen durch Werke . . . (Erneuter Lärm hinter dem Gobelin.)

Clemens (erhebt sich eilig): Ach ja, die Werke! Was sind denn die Werke?! Wieviel kann denn ein Mensch wirken, im besten Fall?! Wie wenig?! Aber glauben kann jeder. Jeder Bescheidene. Die Werke sind alle sündhaft. Ja, auch die guten, Johannes. Sie führen doch nur zur Ueberhebung. Sie führen vom Glauben weg . . . Ach, ich bitt' Euch, Johannes, seid vorsichtig . . . ich bin ein alter Mann, der es nicht mehr lang treiben wird, laßt mich in Frieden gehen . . . Lebt wohl, Johannes, lebt wohl!

Johannes (küßt ihm die Hand und begleitet ihn zur Türe. Seine Augen sind feucht vor Rührung. So steht er einen Augenblick still im Zimmer. Dann geht er zum Gobelin, schiebt die Bank weg, hebt den Teppich hoch, und öffnet mit einiger Umständlichkeit, die geheime, in die Wand eingebaute Pforte).

### 3. Auftritt

Aus der kleinen Pforte treten gebückt fünf jüngere Leute in bürgerlicher Kleidung, ein sechster Mann, der Alumne

Kilian, erscheint an letzter Stelle. Sie begrüßen den Grafen Johannes, legen ihre Mäntel und Hauben ab, und nehmen am Tische Platz. Kilian rückt die Bank wieder an ihre Stelle, aber, scheinbar ohne Absicht, nicht dicht an die Wand.

Johannes (öffnet die Türe zum Vorgemach ein wenig und ruft): Rupprecht! (keine Antwort) Rupprecht! (keine Antwort). Wo steckt er denn nur? Wir brauchen doch Licht. Entschuldigt, ich will selbst nachsehen. (geht.)

Der eine Bürgerliche: Er ist viel zu gut zu den Dienstleuten. Deshalb tun sie, was sie wollen.

Kilian (etwas unruhig): Das möchte ich nicht gerade behaupten. Ich habe Beweise, daß dieser Rupprecht unserem Grafen Johannes sehr ergeben ist.

Ein zweiter Bürgerlicher: Na, um so besser. Im Allgemeinen ist die große Freundlichkeit jedenfalls nicht ratsam, gegen Dienstboten. Unser Johannes ist darin sozusagen ein wenig schwach. Ich bin doch auch ein Christ, aber Knecht muß Knecht bleiben!

Kilian (gedrückt): Das möchte ich nicht gerade behaupten. Wo säße ich jetzt, wenn jenes Wort der heiligen Schrift auch an mir befolgt worden wäre, wenn sich Johannes nicht meiner angenommen und mich im Latein hätte unterweisen lassen! Im Kuhstall säße ich, eine arme Doppelwaise!...

Ein dritter Bürgerlicher: Ich möchte sein können wie Johannes. Aber ich bin zu jähzornig. Ich kann kein Unrecht und keinen Ungehorsam leiden.

Der zweite: So oder so, aber was den Rupprecht anbetrifft: Ordnung muß sein.

Der dritte: Könnte ich so werden, wie Johannes! Könnte ich doch Unrecht leiden! Dann wäre mir auch die Ordnung ganz gleichgültig.

Der zweite: Du bist ein Schwärmer ... Ich für meinen Teil finde zum Beispiel nachträglich, daß unsere Unternehmung für die Frau Petzolt eigentlich hätte un-

terbleiben können. Ordnung muß doch sein. Was tätest Du einmal (zum Vorigen gewandt), wenn Deine Frau untreu wäre? Und dann gleich so oft, wie die Petzolt? . . .

Der dritte: Könnte ich so sein, wie Johannes! Aber den Gerichten ausliefern, rädern lassen würde ich meine Frau nicht. Vielleicht würde ich sie im Zorn selbst ermorden.

Ein vierter Bürgerlicher: Ich finde es sehr nett von unserm Grafen Johannes, daß er so mit uns verkehrt.

Ein fünfter: Wie mit seinesgleichen.

Der erste (eigensinnig): Aber Du siehst doch, daß er sogar die Dienstleute wie seinesgleichen behandelt. Er muß jetzt eine halbe Stunde nach dem Rupprecht suchen. Ist das eine Art, ist das ein rechter Zustand?

Kilian: Ich möchte doch behaupten, daß er darin konsequent ist. Er ist gegen Jedermann so . . . Uebrigens, den Rupprecht, wie gesagt, ich halte ihn für sehr treu.

Der dritte Bürgerliche: Johannes ist so gar nicht wie ein Ritter, so gar nicht streitbar und streitsüchtig.

Kilian (sehr nachdenklich): Ich weiß nicht . . . Vielleicht wäre ich glücklicher geworden, wenn Graf Johannes ein richtiger Ritter wäre und er hätte mich, so vom Kuhstall weg, zu seinem Buben gemacht. So aber hat er mich Latein lernen lassen. Latein! Ich weiß nicht, — ich glaube, Latein verdirbt den Charakter.

Der dritte Bürgerliche: Nur das Kirchenlatein, lieber Kilian!

Kilian (nickt und wiederholt): Wenn er ein richtiger Ritter wäre und ich sein Bube . . . Aus dem Stall heraus ins Kirchenlatein, ja, es ist ein krummer Weg, sage ich Euch. Mit welchen Leuten kommt man zusammen, als Alumne? Und man will doch gefällig sein gegen jeden, weil man von so einfacher Herkunft ist! (Schüttelt traurig den Kopf und platzt plötzlich heraus): Es tut mir leid, sage ich Euch, es tut mir sehr leid! Ich bin herausgerissen,

aus mir selbst! . . . Ich wollte, ich wäre noch im Kuhstall!

(Die andern sehen ihn verwundert an.)

Der dritte Bürgerliche (tritt mitleidig auf ihn zu): Geh, Kilian, was hast du denn heute?!

Johannes (tritt mit dem brennenden Kienspan ein): Rupprecht ist nicht zu finden. (Zündet die Kerzen des siebenarmigen Leuchters an und stellt ihn auf den Tisch). So, hier ist endlich Licht. Es geht auch allein.

Kilian (aufmerksam fragend): Du hast ihn nicht gefunden, Johannes? . . . Und doch möchte ich behaupten, daß Rupprecht eine treue Seele ist. Wer weiß, was er gerade Gutes für dich tut. (Neigt, wie horchend, den Kopf nach dem Gobelin, dem er zunächst sitzt.)

Johannes: Ja, sicher ist er treu. Uebrigens, Kilian, ich muß dich um Verzeihung bitten, ich habe dir Unrecht getan.

Kilian: Du mir? Ich möchte doch behaupten . . .

Johannes: Das heißt, ich habe wenigstens unrecht von dir gedacht. Aber du bist ja gekommen. Das ist der beste Beweis, daß ich unrecht von dir gedacht habe. Wärest du nicht gekommen, gerade heute nicht, so hätte ich vielleicht —

Kilian (sieht ihn forschend an): Vielleicht?

Johannes: Vielleicht . . . Ach nein, verzeih! Reden wir gar nicht davon. Nein.

Der dritte Bürgerliche (in schwärmerischer Ungeduld): Johannes, ich habe die Leitsätze unserer letzten Zusammenkunft zu Hause nachgeschrieben. Darf ich sie vorlesen? Ich möchte überhaupt ein Protokoll in unserer Liga führen.

Die andern: Ja, lies sie nur vor. (Kilian neigt den Kopf, verstohlen horchend, nach dem Gobelin).

Der dritte Bürgerliche (liest laut und mit empha-

tischer Betonung): „Das Hauptgebot ist: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

„Wenn der Papst Kriege führt, Kriege anstiftet, wenn er die Untertanen gegen die Herrscher hetzt, wenn er hinrichten läßt, und erkläret, solches geschehe um Christi und um des christlichen Glaubens willen, so ist er selbst ein Antichrist. (Kilian rückt vernehmbar mit dem Stuhle.)

„Wenn die christlichen Fürsten, die Kaiser, Könige, Herzöge und Grafen, Kriege führen gegen einander, wenn Tausende von Menschen hingemordet werden, um der Macht willen, und sie, die Anstifter, rufen Gott noch um Sieg an, so besorgen sie das Werk des Antichrist und lästern Gott auf eine furchtbare Weise. Denn sie bitten ihn um Hilfe bei ihrem Morden . . . Und deshalb müssen wir mit dem wahren Geist des Heils gegen sie kämpfen . . ."

Eine schlanke Mädchengestalt, schwarz gekleidet, mit blassem Gesicht und tiefliegenden Augen, mit sehr schmalen Händen, mit schwebendem Gang ist ins Zimmer getreten.

Johannes: Ah! Petronilla! Also ist Rupprecht bei dir gewesen und hat dich hergebracht.

Petronilla: Nein, Rupprecht war nicht bei mir. Und er hat mich nicht geholt. Ich bin allein auf meinem Turmzimmer gesessen und habe gewartet, ob er mich nicht hole. Verzeih, daß ich ungerufen komme! Es hat mich hergetrieben.

Johannes: Ich hätte dich ja ohnehin bald geholt. Wie fühlst du dich heute?

Petronilla: Ich bin dein. Dein Geschöpf, deine Dienerin, deine Sklavin. Dein Wille herrscht über meine Seele. Du hast sie hinausgesandt, auf die Ebene der Geister, und nun wirst du die Geister durch mich sprechen hören . . . (sinkt beinahe um.)

(Johannes ergreift ihre Hände und streichelt sie.)

Der dritte Bürgerliche (flüsternd): Sie ist schon bei den Geistern. Johannes! Sie ist schon bewußtlos. Führ sie doch zu der Bank.

Kilian (flüstert dazwischen): Nein, leg sie lieber auf den Boden nieder. Von der Bank könnte sie herunterfallen. (Nimmt eilig den Gobelin von der Wand und breitet ihn am Boden aus. Johannes läßt Petronilla, deren Arme schlaff herunterhängen, leise auf den Teppich sinken. Er nimmt wieder ihre Hände und streichelt sie leise. Kilian bleibt vor dem geheimen Einlaß stehen.)

Johannes (flüsternd): Löscht die Kerzen aus!

(Es geschieht.)

Johannes: Ist ein Geist hier? (Schweigen. Petronilla zittert in Krämpfen.)

Johannes: Spricht ein Geist durch Petronilla? (Petronilla zittert noch heftiger. Ihr Gesicht hat eine grünliche Farbe angenommen. Gespannt stehen alle vom Tisch auf und stellen sich in die Nähe.)

Johannes: Zum dritten Male, spricht ein Geist?

Die Stimme des Geistes (spricht durch die Petronilla, die halbtot und unter fortwährenden Krämpfen der Arme und Füße daliegt und bewußtlos erscheint; die Stimme des Geistes ist sehr tief, schneidend hart, und höhnisch): Caesar heiße ich . . . (Bewegung unter den jungen Leuten).

Johannes: Wo kommst du her? (Keine unmittelbare Antwort. Pause).

(Petronilla stöhnt.)

Stimme des Geistes: Mein Imperium war mir lieber als das des Apostel Paulus.

Johannes: Wie meinst du das? (Wieder keine unmittelbare Antwort. Petronilla wimmert leise.)

Stimme des Geistes: Ich habe ihn neulich ge-

troffen. Er hat Angst, daß einmal ein paar wahre Christen aufstehen und es wegblasen.

(Pause. Petronilla wimmert wieder.)

Stimme des Geistes: Aber da brauchte er doch wirklich keine Angst zu haben, der Apostel Paulus.

(Pause. Petronilla wimmert fort.)

Stimme des Geistes (gedehnt und höhnisch): Graf Johannes von Lauscha zum Beispiel ist doch nur ein Narr.

(Bewegung unter den jungen Leuten. Petronilla stöhnt.)

Stimme des Geistes: Ein Narr ist Graf Johannes von Lauscha. (Sehr höhnisch.) Das Imperium des Paulus steht sehr fest. Was der Graf Johannes tut, ist umsonst. Er wird geopfert werden.

Der dritte Bürgerliche (beherzt, mit Emphase): Im Namen des Kreuzes, böser Geist, weiche von hinnen!

(Petronilla schreit auf, schlägt mit den Armen in der Luft. Plötzlich ein Krachen gegen die geheime Pforte. Kilian springt weg. Die Türe wird zersplittert. Büttel mit Fackeln und bewaffnete Männer stürzen herein, hinter ihnen Graf Otto von Lauscha und der Abt Julianus).

4. Auftritt

Graf Otto von Lauscha: Schlagt sie nieder, fesselt sie, werft sie in Ketten! Und diesen da, der sich meinen Sohn nennt, fesselt dreifach. (Die Büttel und die Bewaffneten werfen sich auf sie. Petronilla richtet sich langsam, noch halb geistesabwesend auf. Kilian bleibt ungefesselt.)

Graf Otto: Also verschworen hat er sich mit den Bürgern! Kämpfen will er gegen den wahren Geist der Lehre des Heils, dieser „Christ"! Kämpfen gegen seinen eigenen Vater!

Abt Julianus: Und gegen Papst und Kirche. Mit dem Satan hat er ein Bündnis!

Graf Otto: Damit ihn der Satan selbst noch einen Narren schelte.

Johannes: Vater!

Graf Otto: Schweig, sage ich dir, schweig. Duckmäuser! Schleicher! Am Ofen verhockst du also deine Jugend, um Verschwörung anzustiften . . .

Abt Julianus: Laßt auch diese fesseln, gnädigster Herr, die Euren Sohn verführt hat zu den Künsten des Satans, und die ihm als Werkzeug gedient hat.

Petronilla (endlich erwacht, in tiefstem Entsetzen): Laßt ihn los, befreit ihn, der Graf Johannes ist unschuldig. Ich gestehe, ich gestehe. Ich habe ihn umstrickt. Meine Liebe hat ihn ins Verderben gejagt. Nehmt mich statt seiner! Nehmt mich, zertretet mich, rädert mich! Er ist unschuldig!. . . . (Die Büttel legen ihr Ketten an.)

Graf Otto: Fort mit ihnen, ins Gefängnis! Und diesen da, unter die Erde, in das tiefste Loch, das jemals für Verbrecher gegraben worden ist, daß er mit Kröten zusammenhause, in Schmutz und in Finsternis, bis zum Tage, wo ihn der Büttel zur Richtstätte holt, diesen Stillen, diesen Schleicher! . . . (Die Gefesselten werden fortgeschleppt, Petronilla zuerst. Man hört sie noch schreien: Ich bin schuldig, laßt ihn frei!)

Der dritte Bürgerliche (zu Kilian, der mit aufgerissenen Augen dagestanden hat und die Finger einer Hand um den eigenen Hals krallt): Kilian, du bist ein Schuft!

Die andern Bürgerlichen: Gnade, gnädigster Herr, Gnade! Wir haben nichts getan. Johannes ist selbst zu uns gekommen! . . . Gnade!

Johannes: Ja, Vater, sie haben nichts getan. Ich bin selbst zu ihnen gekommen.

Graf Otto: Weg mit ihm! Ich kann nicht hören, daß er mich Vater nennt, dieser Mensch ohne Schwert, dieser Stille, dieser Kämpfer mit unsichtbaren Waffen!

Der dritte Bürgerliche (der sich noch gegen die Büttel wehrt, die ihn hinauszerren): Kilian, ein Schuft bist du!

Julianus: Gnädigster Herr, laßt diesem Schreier den Mund stopfen! Kilian hat seine Pflicht getan gegen Euch, gegen mich, gegen die Kirche, gegen den Glauben!

Graf Otto (zu Kilian, der noch immer die eigene Hand um den eigenen Hals gekrallt hält): Es gibt allerdings Pflichten, die ich nicht haben möchte.

Julianus (abwehrend): Er hat sich dem Glauben nützlich erwiesen.

Graf Otto (zu Kilian): Nützlich schon. Aber ein Schuft ist er doch. (Zu seinem Sohn, der gerade hinausgeschleppt wird): Deine Freunde suchst du dir schlecht. Und ebenso deine Diener. Du hättest dir den Rupprecht besser ziehen sollen, hörst du? . . . draußen an der Gartenpforte liegt er ja wohl, ganz wie ein treuer Hund, aber er schnarcht und riecht nach Fusel . . . Nun ja, wie der Herr, so der Knecht, du treuer Sohn, du Stiller, du „Christ", du Narr . . .

(Vorhang)

## Epilog / von Felix Grafe

So mit Beten wie mit Fluchen
ging ich einen Gott zu suchen.
Schweigsam fiel die Nacht ins Land,
sie, die voll von Zeichen stand.

Schweigsam trat ich an den Brunnen,
sinnend über dunklen Runen.
Schläfer aus verschneiten Tagen
trank ich Mut zu tausend Fragen.

Schläfer war ich — aus den Tiefen,
drin die andern schlafen — schliefen —
einzig bin ich aufgewacht
in die sternenhelle Nacht.

Einzig wach, untreu der Erde,
als ein Hirt (doch ohne Herde)
Gott zu suchen ist mein Sehnen,
ohne Lachen, ohne Tränen.

Gott — von Schmerzen schwer zerrissen
schluchz' ich auf aus Finsternissen
in die helle Nacht der Not:
Sei mein Gast zu Wein und Brot.

In die helle Nacht zu rufen,
Sieh, zu deines Berges Stufen,
Liebster, wag ich's hinzutreten,
so mit Fluchen wie mit Beten.

Liebster, laß mich, laß mich enden,
heb mich auf mit holden Händen,
daß sich jedes Ding enthüllt.
Was du forderst, ist erfüllt.

Daß die Sehnsucht dieser Erde
Ursach meines Ekels werde,
daß zu dreizehn Ewigkeiten
Haß und Liebe aufwärts leiten.

Schweigsam spiegelte die Ferne
tausend Schatten, tausend Sterne.
Aus verschneiter Schollen Schoß
rang sich Gottes Stimme los:

So mit Beten, wie mit Fluchen
Gingst du einen Gott zu suchen.
Wie mit Fluchen, so mit Beten
hast du deinen Gott zertreten.

# Aufblick / von Carl Dallago

(Aus „Das Buch der Unsicherheiten“. Xenien-Verlag, Leipzig 1911)

Es ist Nacht. Ich wandle in der Dunkelheit, die mir schon vertraut ist. Der Himmel hängt voller Sterne, die aus dem helldunklen, sammtnen Raum funkelnd hervortreten. Es ist wie eine endlos breite Heerstraße wunderlichster Flämmchen und Lichter, die alle unbestimmbar und unentwirrbar vor einem herschweben, die immer da sind, die aber erst der klar entfaltete Mantel der Nacht aufglühen läßt. Immer wieder dringt mein Blick empor und erhebt wunderlich auch mein Gefühl, daß es hineinsteuern möchte in diese Sternenbreiten, die hell und verführerisch wie ein funkelndes Meer über die finstern Höhenzüge dahingleiten.

Vom einsamen Hause her irrt trüb und zaghaft ein Lichtschein in die Nachtzeit um mich und mahnt mich an meine ärmliche Unterkunft. Mein Sinnen kehrt wieder zu Zeiten zurück, da noch mehr Freunde und Wohlhabenheit um mich waren und sonst allerlei Dinge, die in der Welt Ansehen genießen. So manches zieht verlockend an mir vorüber. Aber nicht ein Hauch wird untreu meinem Gefühl, das nur fester und bedürftiger hineingreift in die raunende Räumlichkeit um mich, in das funkelnde Sternenmeer, in die sammtne Ruhe der Nacht. Und wie es halb forschend und halb erstaunt in meiner Seele sich regt wie ein lässiger Flügelschlag und frägt: warum es so ist, kommt mir wie ein Flaggenhissen zugeweht: „Der gestirnte Himmel über mir“, die Wahrhaftigkeit in mir. Zugleich besinne ich mich auf den Weisen von Königsberg und bewundre die Schönheit seines Satzes, der wie eine leuchtende Wehr der Seele ist. „Der gestirnte Himmel über mir“: es sagt mehr als Unendlichkeit, es ist ein Endloses von Möglichkeiten, von Unendlichkeiten.

Mit einemmal fühle ich meine Ergänzung als Verwässerung. Wie blaß es sich ausnimmt: die Wahrhaftigkeit in mir. Und ich denke: Wer die herrliche Fassung des ersten Satzes fand, dem gelang gewiß der ganze Wurf. — Da aber kommt es mir zugetragen: „Das moralische Gesetz in mir.“ Wie ein Blitz der Erkenntnis schlägt der

Satz in mich ein. Dem ich früher aus dem Wege ging, eben das nun meine Seele umschlossen hält. „Das moralische Gesetz in mir!“ Es sagt mir: Einzig das Gesetzliche in dir ist moralisch. Es gibt mir die Lösung für mein ganzes Tun: Ich habe nur Gesetze in mir erfüllt, Gesetzliches meiner Menschennatur, das mir aus dem Schutt des Ueberkommenen und Bestehenden heraushalf. Ich vermochte ein wenig zu leben das moralische Gesetz in mir, davon Wahrhaftigkeit nur ein kleines Teil ist, vielleicht das Aeußerlichste, vielleicht eine Art Schlüssel zur Eröffnung des Ganzen.

Ein eigenes Glück überkommt mich, ein Glück, das dem redlichen Manne von Königsberg zujubelt, seiner Größe zujubelt, die sich mir neu aufgetan hat und die ich damit vielleicht auch der Welt neu aufzeige. Kant, nicht erst Nietzsche, ist bereits ein Immoralist der Deutschen. Kann man gründlicher jede Art von Moral abtun, als durch Verlegung des moralischen Gesetzes in sich selber? Heißt das nicht neue Dunkelheiten aufdecken? — Und wo der Intellekt versagt, diktiert oft unbewußt das durchaus redliche Wollen Aussprüche von solcher Tragweite. So vielleicht auch bei Kant. Denn der Mensch ist dunkel und rätselvoll, wo er groß und licht wird, so daß der größte und lichteste Mensch vielleicht die meisten Dunkelheiten aufweist. Ja, es mag so sein, daß gerade seine Größe, seine Klarheit und Lichtheit erst das Aufweisen der Dunkelheiten bedingt.

Wie alles so auf mich einstürmt, bin ich ganz erregt geworden. Ich irre umher wie ein Trunkener, vor dem alles zu schwanken scheint. Aber alles ist von Glück überblüht, und den Weisen von Königsberg hab ich dankbar ins Herz geschlossen. So wandre ich mit schwankenden Schritten, in lächelnder Müdigkeit, dem trüben Lichtschein zu, der mir noch vom einsamen Hause her entgegenschimmert.

Und im Bett, vor dem Einschlafen, geht noch in mir die Freude um über meine Entdeckung Kants, als eines Immoralisten. Ich verwundere mich selber darüber und gestehe mir: Nichts ist rätselhafter als das Glück.

---

Zur Beachtung. Diesem Heft liegt ein Inhaltsverzeichnis der ersten zehn Hefte des laufenden Jahrgangs bei.

THEODOR HAECKER

# SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

## ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

*(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44*

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XIV komplett in 18 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 360.—**

2. **KARL KRAUS,** Die chinesische Mauer. **Luxus-Ausgabe.** Mit 8 Lithographien von O. K o k o s c h k a. Einmalige Ausgabe in 200 **Exemplaren.** Groß-Folio. **P eis K 42.—, geb. K 45.60, Pergamentband K 78.—**

3. **Die Fackel Nr. 1 sehr selten . . . . . K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität K 7.20, geb. K 8.70
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche K 4.20, geb. K 5.40
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . K 7.20, geb. K 9.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo . . K 3.—, geb. K 4.80
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) à **K** 14.40
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . K **84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig